

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 19 (1943-1944)
Heft: 5

Artikel: Die Ausgebombten : ein Tatsachenbericht eines Schweizers aus Hamburg
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1066590>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 02.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Die Ausgebombten

Ein Tatsachenbericht eines Schweizers aus Hamburg

Illustration von Walter Guggenbühl

Der Morgen des 25. Juli wollte für Hamburg nicht anbrechen. Obwohl es bereits sechs Uhr früh geworden war, und die Sonne längst da sein mußte, blieb der Himmel vollkommen schwarz. Es war Nacht, erleuchtet vom Feuerschein. Die Dunkelheit hielt bis drei Uhr nachmittags an, dann begann ein Dämmerzustand, der von der neuen Nacht abgelöst wurde. Der Himmel war blutig rot bis fahlgelb, Rauchschwaden und Ruß durchzogen die Luft und belegten die Gesichter und die Kleider der Menschen mit dichten Schichten. Die Straßen waren zentimeterdick mit Staub, Ruß und Asche bedeckt. Der Anblick der weiterwütenden Brände und der offen brennenden Gas-

leitungen war furchtbar. Ich kam schließlich mit meiner Frau und dem ältesten Sohn in einem der großen öffentlichen Hochbunker unter, einem der vier- bis sechsstöckigen, in Hausform erbauten Zementblöcke, mit über zwei Metern Deckenstärke. Ich fand im mittleren Stockwerk Unterschlupf und war damit beschäftigt, mein weniges Gut in Sicherheit zu bringen. Es war für mich selbstverständlich, daß die Angriffe weitergingen. Das Anerbieten von Verwandten und Freunden aus nicht bombardierten Stadtteilen, uns in ihre Wohnung aufzunehmen, hatte ich abgelehnt, da mir die Sicherheit des Bunkers die größte schien, und meine Frau, deren Nerven vollstän-

dig zusammengebrochen waren, die Schrecken eines zweiten Nachtangriffes nicht mehr ertragen hätte.

Die erste Nacht im Bunker verlief ruhig. Die Nacht vom 27. auf den 28. brachte den größten Angriff. Wir wußten aus Nachrichten von Mund zu Mund, daß der Alarm begonnen hatte und konnten trotz der starken Mauern des Bunkers das gewaltige Bombardement und die Erderschütterungen durch die einschlagenden Bomben spüren. Die Nervosität im Bunker stieg bis zur Hysterie. Wir erfuhren durch die Nachrichtenübertragung vom Eingang des Bunkers, daß der Feind diesen und die Häuser seiner Umgebung speziell angefliegen habe. Kurz darauf erhielten wir wirklich einen Volltreffer auf das Dach. Es geschah das Wunder, daß der Bunker dieser ungeheuren Erschütterung standhielt. Er füllte sich sofort mit einer Unmenge von Menschen, die aus ihren brennenden Häusern ohne Hab und Gut, oft ohne Strümpfe und Schuhe, ohne Kleidung geflohen waren. Verletzte, Schwerverletzte, Sterbende aller Altersschichten, Kinder, die ihre Eltern in der Panik verloren hatten, Eltern, denen erst nach ihrer Rettung in den Bunker zum Bewußtsein kam, daß ihnen die Kinder fehlten und laut nach diesen riefen. Wir hörten von Menschen, die lediglich von dem durch Flächenbrand hervorgerufenen Luftmangel zu ebener Erde erstickt oder durch Phosphor in schwarzverkohlte Klumpen verwandelt worden waren. Frauen, Männer, Kinder, alles lag auf der Straße, zum Teil mit abgerissenen Gliedmaßen.

Der Bunker hatte sich von der frühesten Höchstzahl von 700 auf über 3000 Menschen gefüllt. Die Beleuchtung und elektrische Belüftung waren unterbrochen, die Hitze unerträglich. Daß der Sauerstoffmangel für die Unterhaltung einer Kerze nicht mehr ausreichte, steigerte die Panikstimmung. Die Wasservorräte waren schnell aufgebraucht, ebenso die Medikamente. Es gab kleine Kinder, denen die Milch fehlte, sie weinten stundenlang,

und erhöhten die Verzweiflung ihrer Mütter. Es wurden Verwünschungen und Drohungen laut. Einige alte Leute verloren den Verstand und redeten wirr. Andere ließ die allgemeine Übermüdung in einen totenähnlichen Schlaf versinken.

Der Alarm war gegen vier Uhr morgens beendet. Wir kamen erst gegen halb drei nachmittags aus dem Bunker heraus, da die Räumung des überfüllten Gebäudes lange Zeit beanspruchte. Viele Menschen schliefen auf dem bloßen Boden und auf den Gängen und mußten immer wieder gewaltsam geweckt werden. Das meterweise Vorrücken gegen den Ausgang bei der deprimierenden Dunkelheit, die übermäßige Anstrengung beim Mitschleppen der geretteten Koffer und Haushaltungsgegenstände in den allzu engen Gängen war zum Verzweifeln. Als wir dann endlich den Ausgang erreichten, bot sich uns ein unbeschreibliches Bild der Verwüstung dar. Die Trümmer waren noch einmal wie von Riesenhand umgelegt und die noch verbliebenen Teile restlos niedergebrannt oder durch Sprengbomben zusammengeschlagen worden. Kein Mensch war in der Lage, das Quartier wieder zu erkennen, in dem er jahrzehntelang gelebt hatte.

Die Flucht

Alle Menschen waren beim Austritt aus dem Bunker nur von einem Gedanken beseelt, diese Stätte des Grauens so schnell als möglich unter Mitnahme oder notfalls auch ohne die noch verbliebene Habe zu verlassen. Wir waren um den Bunker herum vollständig eingeschlossen. Meterhoher Schutt bedeckte die Straßen und ließ jedes Vorwärtskommen unmöglich erscheinen; Zeitzündler explodierten und Häuserwände stürzten ein.

Ich hatte bereits nach dem ersten Angriff versucht, mein Geschäft aufzusuchen und es als einen rauchenden Trümmerhaufen gefunden. An die Bergung von irgendwelchen Waren war

nicht zu denken gewesen. Von meinen Angestellten hatte ich nichts in Erfahrung bringen können. Es war also anzunehmen, daß es ihnen wie mir ergangen war, falls sie noch lebten.

Auch ich hatte nun den einzigen Wunsch, die Stadt unter Zurückstellung aller Wiederaufbaupläne meines Geschäftes auf dem schnellsten Wege zu verlassen. Aber wie? Das Ausmaß der Katastrophe hatte zunächst jede Organisation vollkommen lahmgelegt. Nach einer nochmals im Bunker verbrachten Nacht stellten wir fest, daß die Befehlshaber der um Hamburg herum stationierten Divisionen es fertig gebracht hatten, nach provisorischer Wegräumung der größten Trümmer, Kohlenautos und ähnliche Gefährte zur Verfügung zu stellen, die einen Teil der Bunkerbesatzung aufnehmen konnten. Wir fuhren ohne Kenntnis des Zieles in das Hannoverische Land und kamen dort mit Tausenden von Flüchtlingen, die, wie wir, alles verloren hatten, in ein Sammellager. Der Anblick unversehrter Natur, unbeschädigter Häuser und von Menschen, die noch menschenähnlich aussahen, hatte die allgemeine Stimmung etwas gehoben, wengleich die Verzweiflung und der fanatische Wunsch, dieser Krieg möchte so oder so zu Ende sein, überall zu spüren war.

Das Gefühl, Ausgestoßene der Menschheit zu sein, wurde noch ausgeprägter, als die Ausgebombten feststellen mußten, daß sie an ihrem Zufluchtsort bei der Bevölkerung zum Teil wenig Verständnis fanden. So wurde zum Beispiel das Zimmer, das durch die Nationalsozialistische Volksfürsorge für uns beschlagnahmt worden war, uns mit der Begründung der Wirtsleute verweigert, sie hätten sich nur verpflichtet, eine Frau mit einem kleinen Kind aufzunehmen, nicht eine ganze Familie. Wir mußten schließlich unser Quartier mit Unterstützung von Polizeigewalt beziehen.

Von diesem Auffanglager kamen die ausgebombten Hamburger zu ihrer Ver-

wunderung nicht in Gebiete um die Heimatstadt herum, sondern nach Bayern und ins Wartheland (ehemaliger polnischer Korridor und Westpreußen), die dem Hamburger, seiner Sprache und Denkart nach, vollständig fremd sind. Wir kamen nach Bayern. Die Folge davon zeigte sich sofort. Die Reibungen zwischen Ausgebombten und Bevölkerung waren an der Tagesordnung. Sie arteten bis zu Schlägereien aus. Man verweigerte den Flüchtlingen oft die elementarsten Gegenstände, wie beispielsweise Löffel, Tassen, Teller, die Benützung der Küche zur Herstellung eines Morgenkaffees. Die oft fast feindliche Einstellung der Bevölkerung wurde noch durch Greueldmeldungen erhöht, daß sich die Ausgebombten hätten hinreißen lassen, in den beschlagnahmten Wohnungen Zerstörungen vorzunehmen.

Da die große Mehrheit der Ausgebombten nicht im Besitz von Barmitteln war, versuchte sie sofort die Behörden um Geldvorschuß zu veranlassen. Diese verfügten aber nur über kleine Geldmittel und hatten auch noch keinerlei Weisung zu ihrer Auszahlung erhalten. Die ersten zwei Wochen vergingen mit Ausfüllen von Formularen. Man lief um die Bezugsscheine für die allernotwendigsten Kleidungsstücke, Wäsche, Besteck, eine Tasse, einen Teller, einen Hut, eine Krawatte. Das führte zu täglichen heftigen Auseinandersetzungen zwischen den Verwaltungsstellen und den Ausgebombten. Nachdem man die Bezugsscheine schließlich in der Hand hatte, wurden innerhalb einer Woche auch die Anträge für Geld, allerdings sehr knapp bemessen, erledigt. Manche Familien gerieten in eine recht schwierige finanzielle Lage. Sie empfanden es als ein Unrecht, um das Geld, das, wie sie glaubten, ihnen rechtlich zustand, fast betteln zu müssen.

Die gleichen Menschen, die nur den einen Wunsch gehabt hatten, Hamburg so rasch wie möglich zu verlassen, wurden bald von dem ebenso dringenden Wunsch erfüllt, wieder in Hamburg zu sein.

Die Rückkehr

Die Geschäftsinhaber und Angehörigen der Rüstungsbetriebe sowie Beamte hatten den ausdrücklichen Befehl erhalten, zurückzukehren. Frauen und Kinder waren aber von dieser Verfügung ausgenommen. In der Hamburger Gemeinschaftszeitung, die alle Ausgebombten erhielten, wurde immer wieder vor der Rückkehr gewarnt. Sie schilderte das Leben der in Hamburg zurückgebliebenen und zurückgekehrten Rüstungsarbeiter als so hart, daß man den Eindruck hatte, es werde eher übertrieben, um die Bevölkerung zu verhindern, auf eigene Faust die Rückreise anzutreten. Die Verstimmung der Ausgebombten war aber so groß, daß sie sich durch nichts zurückhalten ließen, in großen Strömen nach Hamburg zurückzuströmen. Selbst die Drohung, die auch in vielen Bahnhöfen angeschlagen wurde, daß sie, wenn sie gegen den Wunsch der Staatsführung zurückkehrten, in Hamburg weder unterkunfts- noch kartenberechtigt sein würden, konnte sie nicht abschrecken. Gerade die Frauen fanden sich am allerwenigsten damit ab, als dauernde Bittsteller in fremden Wohnungen zu hausen. Das Bedürfnis nach einem eigenen Haushalt in einer noch so kleinen und primitiven Unterkunft wurde bei ihnen so drängend, daß es sie die grauenhaftesten Erinnerungen an die Luftangriffe vergessen ließ.

Die Rückkehr nach Hamburg belehrte allerdings die Ausgebombten, daß die Schilderungen der Gemeinschaftszeitung nicht übertrieben waren. Die täglich in großen Massen Zurückkehrenden hatten das Rennen um eine Unterkunft ohne jede staatliche Unterstützung auf eigene Faust aufzunehmen. Manche zogen in die Keller ihrer ausgebrannten Häuser oder bauten sich auf den Ruinen mit Brettern eine Bude auf. Andere hatten ein Stück Land in der Umgebung der Stadt mit einer Laube, die sie bezogen. Das Amt für kriegswichtigen Einsatz bewilligte diesen Leuten einfache Baumittel



Die Denksportaufgabe im letzten Heft war vielen Lesern zu schwierig, deshalb folgt zur Abwechslung eine leichte.

Ein Mann kommt Montagnachmittag zum Ortspfarrer und bittet ihn, am nächsten Sonntag die Trauung vorzunehmen. Das sei nicht möglich, antwortet der Geistliche, doch könne er es am nachfolgenden Sonntag einrichten. Zwar sei er auch dort stark in Anspruch genommen: Um 8 Uhr habe er eine Taufe, 9 Uhr den Gottesdienst, danach eine Beerdigung. Doch er könne um 11 Uhr die Trauung vornehmen. Der junge Mann war's zufrieden, schüttelte dem Pfarrer die Hand und entfernte sich wieder.

Frage: Was ist unmöglich bei dieser Geschichte?

Auflösung Seite 47

in Form von Holz und alten Steinen, um die Lauben winterfest zu machen. Das Material mußten sie sich allerdings selbst holen, was um so schwieriger war, als die Transportmittel gänzlich aus der Hand der Privaten genommen waren. Man sah Familien in den Ruinen ihrer Häuser oder in andern Stadtteilen Steine zusammentragen und auf kleinen Handwagen fortführen.

Die zwangsweise nach Hamburg zurückgekehrten Rüstungsarbeiter wohnen an den Außenrändern der Stadt, zum Teil 20—30 km vom Stadtkern entfernt, in möblierten oder leeren Zimmern, auf dem Lande bei Bauern oder in kleinen Städten. In den Ortschaften im Umkreis von 50 km war jeder eigenmächtige Zugang verboten. Da ich kein Rüstungsarbeiter war, wurde mir ein leeres Zim-

mer, das ich nach unendlicher Mühe gefunden hatte, durch das provisorisch eingerichtete Wohnungsamt des Ortes verweigert, so daß ich gezwungen war, mit meiner Frau und meinen Söhnen «schwarz» in einem Zimmer 40 km von Hamburg entfernt zu wohnen. Gegessen wurde zuerst in einer von der Nationalsozialistischen Volksfürsorge unterhaltenen Volksküche. Später nahm jeder, der irgendwie konnte, die Selbstverpflegung wieder auf.

Tausende von Männern und Frauen waren gezwungen, Nacht für Nacht in den öffentlichen Luftschutzbunkern zu schlafen, da sie keine Unterkunft gefunden hatten. Die Frauen zogen dann morgens mit dem Rest ihrer Habe, der in einem kleinen Kofferchen oder Karton verpackt war, von Geschäft zu Geschäft,

um ihre Karten einzutauschen. Dem Tiefstand der Stimmung der Zurückgekehrten war dadurch begegnet worden, daß die Lebensmittelration für Brot, Margarine und Fleisch erhöht wurde, und es laufend Sonderzuteilungen von Süßwaren, Spirituosen, Ölsardinen und andern seit Jahren selten gewordenen Lebensmitteln gab. Die wenigen Geschäfte, in denen auf Bezugsschein Kleidungsstücke und die aller- notwendigsten Haushaltsgegenstände bezogen werden konnten, waren bereits Stunden vor Geschäftsbeginn mit Schlangen von Hunderten von Menschen umlagert. Eine große Kalamität war bei Arbeitsbeginn und -schluß, die Menschenmassen in die Peripherie zu befördern. Hier bewährte sich die berühmte deutsche Organisationsgabe. Man schuf an den meisten Stellen anstatt der zum größ-



Als das Schlitteln noch große Mode war

Schlittenpartie im Berner Oberland aus dem Jahr 1900. Damals war das Schlitteln mit einem Davoser noch nicht zum Sport der Primarschüler herabgesunken. Wir sind aber überzeugt, daß der sympathische Schlittensport in den nächsten Jahren einen neuen Aufschwung nehmen wird, wenn einmal die grundsätzlichen Hemmungen überwunden sind. Machen Sie einen Versuch!

ten Teil ausgefallenen Tramlinien Autobusse. Die Wagen dafür wurden zum Teil aus Sachsen und andern weit entfernten Gebieten hergeschafft. Dennoch mußten die meisten bei jedem Wetter ein bis zwei Stunden auf den Abtransport warten. Die Leute wurden in Reih und Glied gestellt, Aufsichtsbeamte der Verkehrsgesellschaften leiteten den Abtransport.

Das in den ersten drei Wochen überall zur behelfsmäßigen Ausbesserung von teilgeschädigten Häusern zur Verfügung gestellte Material wie Sperrholz und holzähnliche Kunststoffplatten, Fensterscheiben, Dachziegel und anderes Material begann in der fünften und sechsten Woche auszubleiben. Die Stimmung war entsprechend. Aber die Taktik der Staatsführung, zuerst die Nahrungsbedürfnisse der Bevölkerung zu befriedigen, half einer sich bildenden Opposition den Wind aus den Segeln zu nehmen. Man begegnete hier und da noch in Speiserestaurants und andern Lokalen verblüffend offener Kritik, aber nach und nach gelang es durch Einsetzung der Gestapo, die Stimmung doch wieder in die Hand zu bekommen.

Und nun?

Mein Entschluß, in die Heimat zurückzukehren, war gefaßt gewesen, bevor ich wieder nach Hamburg zurückkam. Er ließ sich weniger schnell verwirklichen, als mir lieb gewesen wäre. Manche Fragen, die mir in der Schweiz von Freunden gestellt wurden, sind mir selbst erst hier aufgetaucht. Die Antworten sind vielleicht notwendigerweise einseitig, da mich meine Tätigkeit hauptsächlich mit Unternehmern, Geschäftsleuten, seltener mit Angestellten und am wenigsten mit Arbeitern in unmittelbare Berührung brachte.

Nach meinen Beobachtungen rechnete schon vor der Bombardierung Hamburgs nur noch ein ganz verschwindender Teil der Bevölkerung mit einem eindeutigen deutschen Sieg. Die Hoffnung ging auf einen Kompromiß, der irgendwie möglich werden sollte. Den Ereignissen

auf den Kriegsschauplätzen maßen nach der Bombardierung die meisten Menschen keinerlei Bedeutung mehr zu. Das einzige Bestreben war, das eigene Leben möglichst bald in erträglich normale Bahnen zurückzuleiten. Aber schon vor der Bombardierung ließ das ständige Hungergefühl und die nie aufhörende Inanspruchnahme zur Überwindung der Schwierigkeiten in der Nahrungsbeschaffung und die immer engeren Fesseln, die der geschäftlichen Tätigkeit gelegt waren, den allermeisten nur wenig Kraft frei, um sich mit den Kriegsereignissen zu beschäftigen. Auch vom Kriegsende selbst unter der Voraussetzung eines durch die deutsche Armee erzwungenen Ausgleiches erwartete man nur weitere Opfer, und insbesondere die Geschäftsleiter und Geschäftsinhaber fürchteten eine noch strengere Beschneidung ihrer Freiheiten. Man blieb bereit durchzuhalten, aber es war ein sehr unerquickliches Arbeiten.

Ein großer Teil der Geschäftswelt hatte schon Jahre vor dem Krieg die Entwicklung mit Unbehagen mitgemacht, aber ein eigentlicher Widerstand konnte nicht festgestellt werden und ist auch heute nicht zu erwarten. Es gibt gewisse Kreise, es sind dabei auch Träger von nationalsozialistischen Titeln, die trotz der Auflösung ihrer Verbände zusammenkamen, um sich auszusprechen. Aber dabei bleibt es. Ich habe aus Parteikreisen gehört, daß man diese Leute wohl kenne. Aber man nahm ihre Gegnerschaft wohl mit Recht nicht ernst und verschob die «Abrechnung» auf Kriegsende. Die Feindseligkeit dem Regime gegenüber blieb Einzelnen vorbehalten. Ich habe hochkultivierte Leute gekannt, die keiner Fliege etwas zuleide getan hätten, die aber beim Hören von Reden nationalsozialistischer Führerpersönlichkeiten in derartige Wut ausbrachen, daß man fast von Hysterie sprechen mußte. Sie konnten sich bei der Ausmalung der «Abrechnung» geradezu teuflische Quälmethoden ersinnen.

Das Gefühl der Mitschuld des Regimes am Ausbruch des Krieges ist ziem-

lich verbreitet. Ich habe wenig Leute gekannt, die der Ansicht waren, daß die Alleinschuld beim Kriegsgegner liege. Aber nirgends bin ich der Überzeugung begegnet, selbst einen Teil dieser Schuld zu tragen. Es wird streng zwischen dem deutschen Volk und dem Regime unterschieden, und wo das Regime abgelehnt wird, macht man nur dieses für alle Folgen verantwortlich. Die Aussprüche, wie «wir haben es ja nicht anders gewollt», «wir haben ihn ja gewählt» waren verhältnismäßig selten und meist nur ironisch gemeint zu hören.

Mit dem mystischen Glanz der Führerpersönlichkeit, die von aller Verantwortung für das, was am Regime nicht gefiel, ausgenommen wurde, war es mit dem offen eingestandenen Rückschlag bei Stalingrad vorbei.

Natürlich glaubt niemand, daß es die Engländer nur auf Kirchen, Schulen und Spitäler abgesehen hätten. Nur weiß man, daß diese auch keine besondern Vorsichtsmaßnahmen treffen, um Kulturstätten zu schonen. Aber das schreibt man dem Wesen des totalen Krieges zu. Die Einführung des totalen Krieges aber wird auch vom deutschen Volk eher als eine deutsche Tat betrachtet. Die Durchführung, welche nun durch den Gegner erfolgt, erwirkte auch bei Ausgebombten kaum den Haß, der ihnen von der Propaganda nahegelegt wird. Man hört oft den grausigen Witz, daß Rudolf Heß den «Radiergummi» mit nach England genommen habe.

Das Volk weiß aus eigener Erfahrung, daß die Engländer über Hamburg geflogen sind, bevor die deutschen Flugzeuge nach England gingen. Es glaubt also daran, daß mit dem eigentlichen Luftkrieg die Engländer begonnen haben. Man beginnt eben die Zeitrechnung später. Die Bombardements von Warschau gelten als kriegnotwendig, weil sie inmitten des Schlachtgeschehens stattfanden. Die Bombardierungen von Brüssel, Rotterdam, kurz außerhalb Englands, werden einfach nicht gezählt.

Die Maßnahmen der deutschen Regierung in den besetzten Ländern, in Polen, Norwegen, Holland, Dänemark, sind den breiten Volksmassen nicht bekannt. Wohl wissen einzelne davon, aber sie hüten sich, davon weiter zu erzählen. Einer meiner Bekannten brachte in den Urlaub aus Polen Photographien mit, welche die Folge von Eingriffen, bei denen er selbst mitwirken mußte, gegen die sabotierende Zivilbevölkerung zeigen sollten. Er erklärte sich außerstande, nach Ablauf seines Urlaubes seinen Posten wieder aufzunehmen. Als seine Frau ihn unter Tränen beschwor, doch wieder einzurücken, erklärte er sich schließlich dazu bereit. Aber am Morgen vor der Abreise fand ihn die Frau erhängt auf dem Dachboden.

Den «Kriegsverbrechen», die den Deutschen von der englischen Propaganda zugeschrieben werden, bringt man keinen großen Glauben entgegen. Das Mißtrauen in den eigenen Nachrichtendienst hat sich auch auf den ausländischen übertragen. Man hält den fremden wie den eigenen Nachrichtendienst für Propaganda, also für Unwahrheit. Dazu beigetragen hat die unglaublich ungeschickte englische Propaganda am Anfang des Krieges. Es wurden damals englische Flugblätter abgeworfen, die nur als kindisch bezeichnet werden können. Es wurden kleine Säckchen mit Kaffeebohnen abgeworfen, die Blätter enthielten, welche aufforderten, die deutsche Regierung zu stürzen, in England gebe es noch Kaffee, und auch für Deutschland gebe es dann wieder solchen. Das Niveau dieses und anderer Flugblätter war so verblüffend niedrig, daß man eigentlich hätte annehmen müssen, daß diese gefälscht gewesen seien. Es gab Flugblätter, die mit einer unglaublichen Anzahl von Druckfehlern Dinge behaupteten, die jedes Kind durch die Tatsachen widerlegen konnte. Erst zur Zeit der englischen Erfolge in Afrika sind mir englische Flugblätter unter die Augen gekommen, die sich sehen lassen durften. Aber die Überzeugung, daß die englische Propaganda genau so plump



Die Überwindung des 19. Jahrhunderts

Das Haus zum Schwert in Schaffhausen. Der prachtvolle gotische Bau fiel, wie viele andere Kulturdenkmäler, dem Fortschrittswahn des 19. Jahrhunderts zum Opfer. Er wurde 1889 abgerissen.



Der Neubau, der an seine Stelle gesetzt wurde, in dem pompösen, pseudo-historischen Stil jener Epoche. Der Plan stammte ausgerechnet von einem Direktor des Zürcher Gewerbemuseums. Schon damals gab es Leute, die klar sahen (nur waren sie leider in der Minderheit). Erschien doch in einer Narrenzeitung der Vers:

«Er hat eine Bank an die Straße gebaut
und damit die ganze Stadt versaut.»



1943 wurde im Auftrag des Schweizerischen Bankvereins der üble Bau durch Architekt Walter Henne in vorbildlicher Weise renoviert, und zwar durch:

1. Entfernung der störenden roten Verblenderfarbe.
2. Verkleinerung des aufdringlichen Eckturmes auf einen einstöckigen Erker.
3. Dachbedeckung mit einheimischem Baustoff und damit verbunden Säuberung des Daches von allen störenden und unnötigen Aufbauten.
4. Allgemeine Vereinfachung der schwülstigen Hausteinarchitektur.
5. Verbesserung des Dachgesimses.

sei wie die deutsche, hatte sich bereits durchgesetzt. Zum Beispiel wurde die Bombardierung Hamburgs schon 14 Tage vorher durch Flugblätter der Bevölkerung von Hamburg mitgeteilt. Es hieß damals, daß die Stadt bis zum 28. Juli vernichtet sein werde. Diese Meldung ging als Flüsterpropaganda von Mund zu Mund, aber niemand hat sie ernst genommen.

Einer Schuld scheint sich ein großer Teil der Deutschen bewußt zu sein, jener gegen die Juden. Man war selbst dabei, als die Juden den Befehl erhielten, mit Sack und Pack wegzureisen. Ich habe trotz der großen Propaganda gegen die Juden nirgends feststellen können, daß daran geglaubt wird, daß diese wirklich die entscheidende Rolle beim Kriegsausbruch gespielt haben und bei der Kriegsdurchführung spielen, welche ihnen zugeschrieben wird. Wohl hört man Bemerkungen, daß die Bombardierungen im Westen als eine Rache der Juden — und zwar der amerikanischen Juden — für die Deportationen sei. Aber soviel ich feststellen konnte, hat das dem Judenhaß keinen Antrieb gegeben, man nahm es als Bestrafung, als den Ausgleich einer Rechnung, die allerdings nach der Überzeugung der allermeisten unschuldigerweise das deutsche Volk zahlen muß, da sie die Verantwortung dem Regime zuschieben. Soweit das deutsche Volk mit dem Regime nicht einverstanden ist, fühlt es sich nicht schuldig, sondern betrogen.

In der zweiten Nacht, die ich während des Bombardements im Hochbunker verbrachte, traf ich einen Urlauber, einen Unteroffizier, der eben erfahren hatte, daß seine Wohnung nicht mehr da sei und er Frau und Kinder in der vergangenen Nacht verloren hatte. Er war ein vollständig gebrochener Mann. Er sagte jedem, der es hören wollte, daß er nicht mehr kämpfen werde. Das habe nun ja für ihn jeden Sinn verloren. Ich nehme an, daß er dennoch wieder ging. Auch dafür, daß die Soldaten durch die Ver-

nichtung ihrer Heimstätten zu besonders verbissenen Kämpfern würden, habe ich nur ein einziges Beispiel erlebt. In der gleichen Nacht stieß ich auf einen Major der Reserve, einen Fabrikbesitzer. Ein Sohn war gefallen, der andere zum lebenslänglichen Krüppel geworden, und nun hatte er eben festgestellt, daß seine Fabrik und die Wohnung zusammengesessen und die Frau umgekommen war. Er sagte, nun bleibe ihm nur noch der Dienst, um seinem Leben einen Sinn zu geben.

In meinem Bekanntenkreis konnte ich nicht beobachten, daß sich die Ausgebombten noch verzweifelter an den Glauben an den Endsieg klammerten, weil sie nur von diesem die Wiedergutmachung der erlittenen Schäden erwarten könnten. Sie hofften zwar zum allergrößten Teil immer noch auf eine Wendung, welche die Niederlage vermeiden und den Weg zu einem Ausgleich finden ließe. Aber diese Hoffnungen sind, soweit ich das beurteilen kann, gedämpft. Die Haltung der nach Hamburg zurückgekehrten und dort verbliebenen Männer und Frauen läßt sich vielleicht am besten so umschreiben, daß sie bereit sind, unter Aufbietung aller ihrer Kräfte, die Stadt wieder lebensfähig zu machen, um trotz aller Entbehrungen doch ihr Leben in die Nachkriegszeit hinüber zu retten. Sie verbinden damit weder Erwartungen noch Pläne. Doch viele sind der Meinung, daß es nach dem Kriege, wie er auch ausgehen möge, nicht schlimmer sein könne, als es jetzt sei.

Ein kleines Beispiel für die Verfassung in bestimmten deutschen Kreisen, das ich nicht verallgemeinern möchte, aber das mir doch erschreckend schien, ist der leitende Ingenieur eines Rüstungsbetriebes, welcher mich überreden wollte, zwei Anzüge — ungefähr der ganze Rest seiner Habe — für ihn in die Schweiz zu schmuggeln, um nach dem Kriege doch noch irgend etwas sein eigen nennen zu können.